In den Auferstehungserzählungen aller Evangelien – außer dem Johannesevangelium – ist die Osterbotschaft verbunden mit einem Hinweis auf „Galiläa“. So hieß es z.B. im Markusevangelium der Osternacht: „Er geht euch voraus nach Galiläa; dort werdet ihr ihn sehen, wie er es euch gesagt hat.“ (Mk 16,7)

Galiläa meint hier weniger eine geographische Ortsangabe, sondern vielmehr den Ort, an dem die Verkündigung Jesus vom Reich Gottes stattfand. Galiläa in den Ostererzählungen ist also ein Hinweis auf das konkret gelebte Reich Gottes in den Gemeinden Jesu. Denn diese pflegten eine Lebensweise und ein so außergewöhnliches Miteinander, das überhaupt erst möglich wurde, weil der Herr lebt und bei ihnen wirksam ist.

Wie das konkret aussah, das macht heute die erste Lesung aus der Apostelgeschichte etwas sichtbar. Sie waren „ein Herz und eine Seele. Keiner nannte etwas von dem, was er hatte, sein Eigentum, sondern sie hatten alles gemeinsam.“ (V 32) Als Folge davon gab es bei ihnen auch niemand, der Not litt. (vgl. V 34) Genau das meint „Galiläa“.

Dieser biblische Befund beunruhigt, spätestens dann, wenn darum geht, ein für die Urkirche so zentrales Element in unsere Zeit heute und in unsere Lebensverhältnisse zu übertragen. Diese Beunruhigung ist gut, denn sie zwingt dazu, etwas genauer hinzuschauen, was damals in den Gemeinden stattfand.

Die Versuchung ist nämlich groß, hier eine Art von urchristlichem Kommunismus sehen zu wollen. Doch darum geht es hier nicht. Die Christen dieser Urgemeinden haben das Privateigentum nicht etwa abgeschafft. Wenn es in der Lesung hieß, dass „alle, die Grundstücke oder Häuser besaßen“ (V 34) diese verkauften und den Erlös den Aposteln übergaben, dann ist hier etwas Vorsicht angebracht; denn wo hätten die dann gewohnt, wenn sie alle Häuser verkauft hatten?

Unmittelbar im Anschluss an unseren Lesungstext ist von einem Josef, genannt Barnabas, die Rede, der eben nicht radikal alles, sondern einen Acker verkauft hat, und den Erlös den Aposteln gegeben hat (vgl. V36f). Die haben damals also nicht einfach alles untereinander verteilt, sondern haben – je nach Bedarf und Not – dann aber ohne Zögern von ihrem Eigentum für andere abgegeben, so wie es eben not-wendend war.

Als Grundlage für diese so selbstverständliche Praxis in der Jerusalemer Urgemeinde gibt es vor allem zwei ganz entscheidende Quellen:

Das ist zum einen der von Jesus verkündete und gelebte Vater im Himmel. Und weil dieser Vater für Jesus eben nichts Symbolisches war, sondern so real, dass deshalb sein biologischer Vater Josef in den Evangelien völlig in den Hintergrund gerät, deshalb entstand daraus genauso real die Familie all derer, die diesen Gott zum Vater hatten. Christliche Gemeinde war eine ganz konkret gelebte Familie, und das mit ausnahmslos allem, was eben eine Familie ausmacht.

Doch dann ist da noch etwas anderes. Im Evangelium vorher übertrug Jesus seinen Jüngern die Macht zur Sündenvergebung. „Denen ihr die Sünden erlasst, dem sind sie erlassen; denen ihr sie behaltet, sind sie behalten.“ (V 23) Das hat nichts mit dem Bußsakrament, mit der Beichte zu tun. Hier geht es um etwas viel Grundsätzlicheres. Hier kommt der für Johannes typische Sündenbegriff zum Tragen. Die Sünde, das ist die Macht des Todes. Es ist diese Macht, die alles Irdische im Griff hat; es ist diese Macht, der ausnahmslos alles ohnmächtig ausgeliefert ist, es ist diese Macht, die ihre zerstörerische Kraft nicht nur in jeder einzelne Sünde entfaltet, sondern auch in all dem an Unheil, was in unserer Welt geschieht. Genau diese Macht ist es, die Jesus an Ostern besiegt hat. Wer sich mit ihm verbindet, der bekommt Anteil an seinem Sieg über diese Macht. Wer sich der Gemeinde der Jünger anschließt, der verlässt den Machtbereich des Todes und gelangt in den Bereich des Lebens, der wird – das Anhauchen wie in der Schöpfungserzählung (vgl. Gen 2,7) verdeutlicht dies – völlig neu geschaffen.

Eine ganz zentrale Folge dieser neuen, österlichen Existenz ist unter anderem die Tatsache, dass die eigene Identität, der Selbstwert nicht mehr durch das Haben, sondern durch das Sein als Kind Gottes entsteht. Dadurch verändert sich fast automatisch auch das Verhältnis zum Besitztum: Wenn nämlich das Haben die Identität ausmacht, dann wird einer nie genug haben, denn dann braucht er immer mehr. Das ändert sich aber, wenn das Sein wichtiger wird. Jeder braucht einfach gewisse Dinge zum Leben und zum Entfalten, und auf die hat er sogar ein göttliches Recht; aber alles, was mehr ist, wird sofort zum Diebstahl, wenn einem anderes dieses fehlt.

Genau so wird die Jerusalemer Urgemeinde zu einem „Galiläa“, nämlich zu einem lebendigen Zeugnis für die Auferstehung Jesu.

Hier wird es jetzt auch für uns heute spannend. Es geht nicht darum, das Eigentum abzuschaffen, womöglich noch mit Gewalt. Es geht zunächst auch gar nicht an unseren Geldbeutel, zumal inzwischen eine ganze Reihe der klassisch urkirchlichen Phänomene heute in der Solidargemeinschaft von Versicherungen verwirklicht sind.

Aber es geht auch heute immer noch darum, durch die Verbindung mit dem Auferstandenen sich von der „Haben-Mentalität“ zu lösen, damit so die „Seins-Mentalität“ zum Tragen kommt (vgl. Erich Fromm, Haben oder Sein). Es geht um diese österliche Grundhaltung, zu der der Auferstandene seine Jünger und damit auch uns anhaucht. Und dann verschieben sich fast zwangsläufig Gewichte.

In einem geschlossenen System wie unserer Erde ist ein Plus auf einer Seite immer verbunden mit einem Minus auf einer anderen Seite. Dieser absoluter Wachstumsfetischismus, der unsere ganze westliche Welt bestimmt, ist deshalb immer mit einem Minus verbunden, das immer deutlichen andere Völker und die Natur tragen müssen. Doch wie lange lassen die sich das noch gefallen?

Auch wenn es ungemütlich klingt: Eine Lösung dieses folgenschweren Missverhältnisses ist nur möglich mit einem Minus, mit einem Weniger – bei uns.